

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

21.4.1929 (No. 16)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 16



21. April 1929

Franz Hirtler / Jörg Widram
der Urahn alemannischer Kurzgeschichtenschreiber

Im alemannischen Schrifttum nimmt die Kurzgeschichte eine besondere Stellung ein; ja es scheint, daß sie der wesentlichste und stärkste Ausdruck der erzählerischen Begabung dieses Stammes ist. Die Meisterschaft Johann Peter Hebels auf dem Gebiet der Kurzgeschichte ist allbekannt; freilich wird häufig allein die Vollständigkeit der von ihm behandelten Stoffe und der schalkhafte Humor des Erzählers gewürdigt, während die epische Kraft seiner bei aller Gedrängtheit doch in natürlichem Rhythmus bewegten Sätze und die wunderbare Fülle seines überaus plastischen Stils zunächst nur von Kennern bewundert wird. Da diese Hebelschen Geschichten für den Kalender geschrieben wurden, zielten sie auch aus diesem Grunde auf eine breite volkstümliche Wirkung und hatten jene heimliche-erzieherische Tendenz, die nun eben einmal der guten Kalendergeschichte eigen ist. Durch Hebel wurde Baden zum klassischen Land der Volkskalender. Die Kalendergeschichte war immer ein Lieblingsfeld alemannischer Erzähler, denen die badischen Kalenderverleger, vor allem Moritz Schauenburg in Jahr (mit seinen Volkskalendern „Der Lahrer hinkende Vögel“ und „Der Rheinländische Hausfreund“) heute noch die Möglichkeit geben, tief ins Volk hinein zu wirken. In einer Anthologie der älteren Kalendergeschichten würden die Alemannen mit Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Bertold Auerbach und Albert Bircklin durchaus führend sein. In neuerer Zeit waren es Emil Götz und Hermine Billinger, die ihre Erzählkunst in den Dienst der Kalendergeschichte stellten. Schon früher machte sich aber die Sonderbegabung des Alemannen für die volkstümliche, anekdotische oder novellistische Kurzgeschichte bemerkbar. Betrachtet man Hebel als den Vater der volkstümlichen Kurzgeschichten-erzähler, so kann der Alemann Jörg Widram als ihr Urahn angesehen werden. Er lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Da sein Geburtsjahr ebensowenig bekannt ist wie sein Todesjahr, ist uns die Möglichkeit genommen, seiner an einem bestimmten Datum zu gedenken und bei Gelegenheit eines Jubiläums an sein Werk zu erinnern. Seine Geschichtenammlung „Das Kollwagenbüchlein“, um deren willen er hier hauptsächlich gewürdigt werden soll, kann man heute noch mit Vergnügen lesen, sobald man sich einigermaßen mit der Sprache seiner Zeit vertraut gemacht hat, während seine Dramen, Romane und moralischen Schriften nur noch den Philologen und Kulturhistoriker beschäftigen können.

Jörg Widram war ein unehelicher Sohn des Obristenmeisters, d. h. Ratsvorsitzenden Konrad Widram zu Kolmar im Elß. Sein Geburtsjahr kann heute nicht mehr festgestellt werden, muß aber innerhalb des ersten Jahrzehnts nach 1500 liegen. Die angesehene Patrizierfamilie Widram stand in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Gailer von Kaisersberg, dem berühmten Kanzlerredner. Einen gelehrten Unterricht genoss der junge Jörg Widram nicht. Wahrscheinlich erlernte er das Schmiedehandwerk. Erstaunlich ist, wieviel Widram sich von dem Bildungsgut seiner Zeit aneignete. Das Bürgertum nahm lebhaften Anteil an den Geistesströmungen, die der eben erwachte Humanismus wieder entdeckt hatte. Dem Fortkommen des begabten jungen Mannes stellte aber offenbar seine uneheliche Geburt große Hindernisse in den Weg. Er ersah zunächst in der untergeordneten Stellung eines Weibels oder Ratssdieners. Merkwürdig kommt es uns heute vor, daß er als Weibel zu einer Tätigkeit kam, die man beinahe als „literarisch“ ansehen kann: im Auftrag des Rats der Stadt Kolmar fuhr er als Bücherreisender nach Speier und Frankfurt, um dort die in Fässern mitgeführten Exemplare der vom Rat verlegten

deutschen Plutarchausgabe abzuholen. Aber schon im Jahre 1531 war in Kolmar ein Fastnachtsspiel von ihm aufgeführt und (ohne Nennung seines Namens) gedruckt worden: Die zehn Alter der Welt. Genauere Nachrichten über diesen Abschnitt in Widrams Leben fehlen, so daß man sich von seinen persönlichen Verhältnissen kein deutliches Bild machen kann. Seine Zugehörigkeit zur Schmiedezunft gibt keine sichere Handhabe zur Feststellung seines bürgerlichen Berufs. Wohl wird er in einem Buch des Straßburgers Messerschmid als Maler neben Leonardo da Vinci, Tizian, Raffael u. a. gestellt, auch sagt er selbst in einem seiner Bücher, er könne es „ein wenig mit dem Pinsel“ (Pinsel), aber die Illustrationen in seiner Uebersetzung der Metamorphosen von Ovid sind sehr unbeholfen und weit entfernt vom Künstlerischen. Von seinen Lebensumständen ist noch bekannt, daß er verheiratet war und 1546 vollwertiger Bürger von Kolmar wurde. Zu Weisnachten 1547 gründete Jörg Widram die dortige Meistersingerschule, nach dem Muster der bereits zu Freiburg i. B. bestehenden, die schon 1513 von fünf Meistern der Schuhmacherzunft ins Leben gerufen worden war. Aus der Freiburger Singschule entlieh er eine Handschrift des Hans Sachs mit 48 meist geistlichen Meisterliedern, die er abschrieb. (Diese Kopie ist in München noch erhalten.) Schon vor der Gründung der Meistersingerschule gab es in Kolmar die Einrichtung der „Bürgerlichen Schauspiele“, deren Leiter seit Anfang der dreißiger Jahre Widram war. Man darf sich darunter wohl einen dramatischen Verein vorstellen. Sich selbst bezeichnet Jörg Widram als „Lichter und Bürger“, zugleich aber auch als „selbgewachsenen Maler“. Die weiteste Reise seines Lebens machte er im Jahre 1551 nach Horb in Württemberg.

Spätestens im Jahre 1555 muß Widram das Amt eines Stadtschreibers in dem am Kaiserstuhl unweit der Burg Sponeck gelegenen Städtchen Burtheim angetreten haben. Seine Ernennung mag auf Veranlassung des Burgvogts Johannes Widram auf Sponeck, der wahrscheinlich mit dem Dichter verwandt war, geschehen sein. Es ist freilich verwunderlich, daß die Stadt Kolmar den erfolgreichen und berühmten Dichter ziehen ließ. Die späte Verpflanzung scheint, wie Erich Schmidt schreibt, dem Alternen übel bekommen zu sein. Er verfiel dem Siechtum, wurde lebensmüde und schrieb nur noch grämliche Moralisationen. Sein Todesjahr ist unbekannt. (Mutmaßlich 1556 oder 1557.) Von den zahlreichen, zumeist noch in Kolmar entstandenen Werken (Ausgabe des Literarischen Vereins in Stuttgart, 1903, in 7 Bänden) ist außer dem Kollwagenbüchlein einer seiner Romane, der „Goldfaden“, der Beachtung wert durch sein soziales Motiv, das zum erstenmal den demokratischen Zug in der alemannischen Literatur sichtbar werden läßt. Der Hirtensohn Leufried, der „alle gedruckten Reiterliedlein“ eifrig studiert und durch seine schöne Stimme das Gefinde, den Grafen und dessen Tochter Angliana erfreut, gewinnt schließlich durch zwei von ihm gedichtete Gesänge das Herz der spröden Angliana. Nach allerlei Nöten werden alle Standesunterschiede überwunden, Leufried wird vom Küchenjungen, Pagen und Waldbruder zum regierenden Grafen. Es ist begreiflich, daß dieser Roman den gern ins Mittelalter zurückträumenden Romantikern um seines poetischen Vorwurfs willen sehr gut gefiel: Brentano gab ihn (Heidelberg 1809) in erneuerter Gestalt wieder heraus.

Weniger „poetisch“, dafür aber lebensvoll und reich an derb volkstümlichen Gestalten ist das Kollwagenbüchlein, mit ursprünglich 79, später über 100 Schwänken. Den merkwürdigen Titel er-

Hält das Vorwort und der Holzschnitt am Buchanfang. Das 1555 erschienene Werk ist dem Blumenwirt Martin Neu in Kolmar gewidmet. Dieser Freund Jörg Widrams ließ regelmäßig zur Straßburger Messe einen Omnibus fahren. Solch ein Gefährt nannte man Kollwagen. Auf dem Titelholzschnitt kann man sehen, was für ein Fuhrwerk das war: eine Art Britschenwagen, auf dem die Reisenden mit seitlich herabhängenden Beinen saßen. So enthält also das Kollwagenbüchlein eine Sammlung lustiger Schwänke und Historien, die zur Erheiterung der zur Messe reisenden Kaufleute oder einer in Scherhäusern und Badstuben versammelten Gesellschaft dienen sollte. Ob das Büchlein selbst zum Reisen während der Fahrt bestimmt war, und somit als erster Versuch einer besonderen Reiselektüre (nach Art der heutigen Magazine) gelten kann, scheint doch zweifelhaft. Vielmehr darf man annehmen, daß die Einleitung den Leser in jene Stimmung versetzen soll, in der man auf der Fahrt im Kollwagen Geschichten hört und erzählt, um die Langeweile zu vertreiben. Sie ist somit die Andeutung eines Rahmens für eine Sammlung von Erzählungen. Chaucers Canterbury-Geschichten, Boccaccios Decamerone, die Märchen aus tausend Nächten und einer, die Märchen von Hauff sind in solch einen Rahmen eingebaut. Bei Jörg Widram ist dieser Rahmen ganz schlicht und will nicht mehr sein als eine Umgrenzung und Zusammenfassung seiner Erzählungen; die genannten anderen Sammlungen aber haben Rahmen, die selbst wieder zu einer Erzählung auswachsen. Dem Rahmen des Kollwagenbüchleins paßt sich der Vortrag der einzelnen Geschichten an: im Flanderton mündlicher Erzählung werden die Geschichten aus dem Lebenskreis des Bürgertums mitgeteilt. Widram schuf mit seinem Büchlein ein kulturgeschichtliches Dokument, das uns heute noch ein lebendiges Bild gibt von der Art, in der man sich damals unterhielt. Trotz der Fülle von Büchern, die in unserer Zeit erscheinen, gibt es heute kaum derartige Dokumente. So wird man in späteren Jahrhunderten sich schwer eine Vorstellung davon machen können, was die Soldaten des Weltkriegs in Badstuben und Unterständen erzählten. Das Kollwagenbüchlein läßt uns heute noch miterleben, wie zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sich die Bürger unterhielten. Nur die Schallplatte könnte an Treue der Wiedergabe den Dichter übertreffen.

Die Geschichten des Kollwagenbüchleins haben durchweg lustigen Charakter; nur drei behandeln tragische Stoffe. Die schwankhaften Handlungen bewegen sich im Lebenskreis des Bürgertums: Ehebruch, Streit zwischen Eheleuten, Eifersucht, schlechte Kinderzucht sind die beliebtesten Gegenstände Widrams. Manchmal wird der ahnungslose Leser von heute erschreckt durch eine urwüchsige Derbheit im sprachlichen Ausdruck und durch unbefümmertes Herbeiziehen geschlechtlicher oder leiblicher Dinge. Doch ist das Kollwagenbüchlein in dieser Hinsicht, verglichen mit späteren Schwankbüchern, durchaus zahn. Der Verfasser erklärt selbst, daß sich an seinen Schwänken „niemans ergeren werde“. Man muß heute sich vor Augen halten, daß die damalige bürgerliche Gesellschaft nicht sehr prüde war. In der „Gartengesellschaft“ des Jakob Frey (aus Maurmünster), im „Begründer“ des Martinus Montanus (aus Straßburg) oder in Michael Lindners „Kahipori“ werden ganz anders die „Senglöden geleutet“.

Handelnde Personen in den Schwänken des Kollwagenbüchleins sind Kaufleute, Roständler, Fuhrleute, prahlende Landsknechte, Juden, vor allem aber Bauern und Pfarrer. Die beiden letztgenannten werden nicht sehr glimpflich behandelt; doch hat der Leser den Eindruck, daß der Verfasser in keinem Fall den ganzen Stand verächtlich zu machen suchte, sondern eben nur jene einzelnen Vertreter treffen wollte, die dem Stand zur Unehre gereichten. Gelegentlich macht sich die konfessionelle Einstellung des protestantischen Dichters bemerkbar, doch ist sie weit weniger aufdringlich, als man es im Hinblick auf die Zeit unmittelbar nach Luthers Auftreten erwarten dürfte. Die Schwänke spielen alle in der „jüngsten Vergangenheit“, also um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Ihr Schauplatz ist das Elsaß und die benachbarten Gegenden; eine Geschichte nennt Baden, eine andere den Breisgau als Ort der Handlung. Die vierte erzählt von einem Ratsherrn der Stadt Freiburg. Eine der dichterisch wertvollsten ist die dreißigste, die von dem fahrenden Sänger Grünemwald hau-

delt, der seine Zehschuld nicht bezahlen kann, dann ein Lied dichtet, das seine Not verrät, damit bei Herrn Zuggler in Augsburg den gewünschten Erfolg erzielt und durch den kunstfertigen Kaufherrn reich belohnt wird. Diese Geschichte gefiel auch Arnim und Brentano so gut, daß sie sie ihrer Widmung zu des Knaben Wunderhorn voranstellten in der Gewisheit, daß Goethe ihre symbolische Bedeutung anerkennen werde. Zu solch dichterischer Höhe erheben sich freilich die wenigsten der Kollwagen Schwänke. Oft werden die Kuriositäten mitgeteilt: z. B. von einem Einsiedler, der seine eigene Schwester ermordet, von einem Stadtvogt, der Laugen trank für Brautwein, von einem Bauern, der wachend schlief, von einem Kind, das kindlicher Weise ein anderes Kind umbringt. Stücke dieser Art findet man auch in Hebels Kalendergeschichten. Solche Anekdoten, die dem Verlangen des Lesers nach Absonderlichkeiten entgegenkommen, haben nur stofflichen Wert; ihre Hauptwirkung beruht darauf, daß sie als wirkliche Begebenheiten hingenommen wurden. Heute erfährt man derartiges aus den Tageszeitungen. Den anekdotischen oder novellistischen Stücken fügt Widram gern eine Lehre an, obwohl er im Vorwort erklärt, mit seinen Geschichten keinen pädagogischen Zweck zu verfolgen. Auch in der Art dieser Nutzenwendungen kann Widram als Vorläufer Hebels angesehen werden, und oft ist sein Notabene von einer Schalkhaftigkeit, die an den Rheinländischen Hausfreund unmittelbar erinnert.

Die Quellen, aus denen Widram seine Schwänke schöpfte, sind nur bei wenigen Schwänken feststellbar. Auch ist in den Fällen, in denen Geschichten des Kollwagenbüchleins schon vor dessen Erscheinen bei Hans Sachs, Bebel, Pauli, Walbis und anderen Schwankdichtern zu finden sind, die unmittelbare Abhängigkeit Widrams von diesen scheinbaren Vorlagen nicht wahrscheinlich, weil Widrams Fassung nach Gedankengang und Wortlaut ganz selbständig ist. Der Stadtschreiber von Burkheim schöpfte eben wie jene anderen Herausgeber von Schwänken aus der lebendigen mündlichen Ueberlieferung. Da es in jener Zeit nicht die Unmenge bedruckten Papiers wie heute gab, spielte die mündliche Verbreitung von Anekdoten und Geschichten eine ganz andere Rolle als jetzt. Viele der im Kollwagenbüchlein mitgeteilten Schwänke mag Widram selbst zuerst mündlich auf den Weg geschickt haben; er bemerkt bei mehreren Stücken, daß er die handelnden Personen persönlich gekannt habe.

Das Verdienst Widrams ist darum nicht geringer, als wenn es sich um eigenschöpferische Geschichten handelte. Erlaubtes Volksleben treu und lebendig wiederzugeben ist nur dem möglich, der das Volk liebt. Arnim und Brentanos Volkslieder Sammlung, die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm sind uns nur dadurch zu dauerndem Besitz geschenkt worden, weil ihre Herausgeber eine vorbehaltlose Liebe zum schöpferischen Volksgeist hatten. Die volkstümlichen Geschichtenerzähler können nichts Besseres tun als hineinzuwinkeln in ihr Volk, wie es Jörg Widram tat, der Stadtschreiber von Burkheim, der Alemanne.

Jörg Widram: Ein Bayer als Salz und Brot, damit im der Trund schmecken soll.

Auff ein zent für ein mechtig Schiff auff dem Meer mit grohem gut und tauffmanschaft beladen. Es begab sich, das ein große Fortum (Unfall?) oder Torment (Sturm) an sy kam, also daß sy meniglich zu sterben und zu ertrinden verwegen thet. Auff dem Schiff was ein grober und gar ungebodener (roher) Bayer; als er von meniglich hort, daß sy sich zu versinken und zu ertrinden verwegen hatten, gieng er über seinen ledern sack, nam darant ein gute große schnitten Brot, reib ein gut theil Salz darant, hub an und ah daß ganz gutglichen (gemächlich, gemächlich) insich, ließ ander leut betten, Gott und seine Heyligen anrufen. Als nun auff die leut der Torment vergieng, und alles volk auff dem Schiff wider zu rhuen (ruhen) kamen, fragten sy den Bayer, was er mit seiner wenz gemeint het. Der gut Bayer gab auff sy fragen antwort und sagt: „Dieweil ich von euch allen hort, wie mir (wir) undergon und gar ertrinden solten, ah ich Salz und Brot, damit mir ein solcher großer trundt auch schmecken mocht.“ Dieser wort lachten sy genug. (Aus dem „Kollwagenbüchlein“)

Paul Strack / Reiseeindrücke im deutschen Osten

Danzig ist der Typus einer planmäßig gebauten Stadt. Aus einer Siedelung um die Burg der in der Kaschubei regierenden Pommerellenherzöge hat sich die planmäßige Anlage der Reichsstadt, noch heute die Hauptstätte des Danziger Handels, daran anschließend ebenso planmäßig Altstadt und Vorstadt entwickelt. Die Stadtteile bildeten sich um die Kirche, die, zunächst ganz klein und schlicht, im gegenseitigen Wettstreit der Angehörigen des Sprengels aus kleinen Basiliken zu pomphaften Hallenkirchen wurden. Von anderen Ostseestädten wie Lübeck, Stralsund, Wismar und Rostock unterscheidet sich der Charakter Danzigs durch den Einfluß der Niederländer, insbesondere der Flandrischen Kunst. Von dem 1178 gegründeten Kloster Oliva (zwischen Danzig und Zoppot) kamen die technischen Kräfte, die an der Mottlau tätig waren, dann kam der deutsche Ritterorden in Danzig zur Herrschaft, dem fühne Jugendurbanen wie der Radaunefanal von Prant nach Danzig, Errichtung und Betrieb der Großen Mühle und anderes zu danken sind. In dem ungemeinen wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt während der Hansezeit sind

dann der Artushof, das nach dem Vorbild der Stadthalle von Brügge erbaute Rathaus, das Zeughaus und alle die zahlreichen Bauten entstanden, die dem älteren Stadtbild das unzerstörbare Gepräge der norddeutschen Backsteingotik verliehen haben, erhalten geblieben ist, obwohl von gotischen Bürgerhäusern noch ganz wenige stehen und an ihrer Stelle die Bürgerhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts im holländischen Renaissance den gemütlichen Belschlagen usw. getreten sind, auch das Vorbild der Marienkirche mit ihrem gewaltigen stumpfen Turm ist ja in Flandern zu finden.

Je häufiger man durch die Straßen von Danzig wandert, um so größer ist das Staunen vor der planvollen und dabei durchwegs abwechslungsreichen Gestaltung der Stadt. Zwar gibt es keine geraden und winkligen Straßen, und es fehlen auch die Häuser die Erker und die vorgefragten Obergeschosse, die in den süddeutschen alten Städten ein so trauliches Straßenbild geben; dafür wirkt aber die lückenlose Reihe der ungleich hohen und mit ihren Stufen verschieden weit in die Straßen eingreife-

den Weichseln ungemein malerisch. Diese Weichseln sind altanartige Vorbauten vor den Häusern, zu denen Treppen hinaufführen, und die durch kunstvoll geschmiedete Gitter und Steinbrüstungen mit plastischem Schmuck abgeschlossen sind. Von der traulichen Wohnungspoesie dieser Weichseln geben die Radierungen des Danziger Künstlers Chodowiecki und die Schilderungen von Johanna Schopenhauer noch heute Zeugnis.

Charakteristisch für Danzig sind die schmalen Häuserfronten. Da das Gelände an der Mottau, einem die Stadt durchquerenden Nebenfluß der Weichsel, ursprünglich völlig versumpft war, mußte der deutsche Ritterorden die Weichselniederung erst allmählich urbar machen. — In seinem sehr lesenswerten Buch „Die Stadt Danzig“, Band VI der Sammlung historischer Stadtbilder (Deutsche Verlagsanstalt 1925), gibt Erich Kreyer eine eingehende Schilderung. — Die Bebauungsfläche mußte deshalb möglichst beschränkt und der Boden in Teilgrundstücke mit schmaler Straßenfront aufgeteilt werden, so daß sich die dem gotischen Architekturgefühl gemäße hohe Fassade von selbst ergab. Die schmalen Straßenfronten geben den Straßen „die Gelenkigkeit einer feingliedrigen Kette“. Die Fluchten der Straßen, die größtenteils in paralleler Richtung rechtwinklig auf die Mottau ziehen, sind feingeschwungen; trotz aller Planmäßigkeit in der Anlage macht deshalb das Straßenbild nicht den Eindruck des Gefünftelten, sondern des natürlich Gewordenen, und es ist schon so, wie August Grisebach in seinem Buch über Danzig, 1908 (Stätten der Kultur, Verlag von Klinkhardt in Leipzig), sagt:

„Ein Spaziergang in einer gebogenen Straße ist spannend wie die Lektüre einer guten Erzählung. Mit jedem Schritt entwickelt sich eine neue Situation, eine neue Aussicht. Eine Fassade, die der Blick an der Biegung verschwinden sieht, beschäftigt die Phantasie. Eine Turmspitze, die hinter den Giebeln auftaucht, treibt einem Ziele zu, das in seiner Verborgenheit uns lockt. Das gilt vorzüglich von der Marienkirche und ihrer Umgebung.“

Alle die größeren Straßen, die wie erwähnt, auf die Mottau hinausführen, finden ihren Abschluß in engen festungsartigen Toren, durch die man die sogenannte Lange Brücke, einen sich um das ganze Mottau-Ufer entlangziehenden Kai, betritt. Tritt man durch diese Tore, die nach den Gassen, deren Mündung sie bilden: Hader-, Johannes-, Heilig Geist-, Frauen-, Brotbänkentor usw. genannt werden, hinaus auf die Lange Brücke, dann entfaltet sich ein malerisches Bild, das wohl jedem Besucher der Stadt unaussprechlich in Erinnerung bleiben wird. Es weitet sich der Blick zur Linken auf den Zusammenfluß der alten und der neuen Mottau und die Einmündung beider in die Weichsel, die sich dann einige Kilometer weiter unten an Werften und Häfen, und der heute von Polen besetzten Westplatte vorüber in die Danziger Bucht und die Ostsee ergießt. Durch die Mottau gelangen die Schiffe sozusagen bis in das Herz der Stadt. Auf dem jenseitigen Ufer, auf der von alter und neuer Mottau gebildeten Speicherinsel, wurden schon zu Beginn der deutschen Ordensherrschaft umfangreiche Speicher und Lager, Stapelhöfe für Holz und Getreide errichtet, für die besondere Befestigungsanlagen angelegt wurden, von denen noch heute beispielsweise der Milchkannturm Zeugnis ablegt. Für diese Stapelhäuser bildete sich eine besondere Speicherarchitektur aus; die „Große Gans“ mit ihren zahlreichen, runden, bogigen Fensterreihen ist noch heute ein Beispiel hierfür. Freilich, viele der Speicher sind in Kriegskämpfen usw. verbrannt; allein in der Belagerung von Danzig 1813 nicht weniger als 173 Speicher! Noch heute besteht die alte Sitte, den Speichern plastische Namen zu geben: Patriarch, Jakob, Milchmagd, Goldener Pelikan, Adibär, Halber Mond usw.

Im Westen, drüben an der Halbinsel Hela, hat Polen als Konkurrenz zu Danzig den Hafen Gdingen errichtet, der sich in kurzer Zeit von einem Fischerdorf zu einer Stadt von 20 000 Seelen entwickelt hat. Doch zurück zur Speicherinsel! Von ihr hat man einen prachtvollen Blick auf das alte Danzig, die drei Wahrzeichen der Stadt, den Rathausurm, die Marienkirche und den massigen, weit vortragenden Bau des Krans mit seinen beiden Rundtürmen, der noch heute die alten Vorrichtungen zum Heben der Schiffsgüter und zum Aufrichten und Niederlegen der Schiffsmafen aufweist. Von der Mottau abwärts am Bollwerk steht noch ein Eckturm als letzter Rest der 1454 von den Danziger Bürgern zerstörten Burg des deutschen Ordens. Als die Stadt sich damals unter die Oberherrschaft des Polenkönigs stellte, vermied es die Bürgerschaft peinlich, ihm eine Residenz zu schaffen. Die Polenkönige mußten sich deshalb mit einem Absteigequartier in der Stadt begnügen, das man ihnen in dem geräumigen Saalbau des „Grünen Tors“, das den Langen Markt gegen die Mottau abschließt, zur Verfügung stellte. Der Lange Markt verengt sich beim Artushof und dem rechtsstädtischen Rathaus zur Langgasse, wohl der schönsten Straße von Danzig, mit ganz eigenartigem Stilcharakter, deren Abschluß am anderen Ende der von vier zierlichen Giebeln gekrönte Renaissancebau der Feinkammer, der gotische Stockturm und das in flandrischer Hochrenaissance erstellte hohe Tor, das Langgassentor und die Georgshalle bilden.

Das prunkvoll eingerichtete Rathaus mit seinem 82 Meter hohen Turm hat eine besondere Sommerratsstube, den sogenannten roten Saal, mit reicher Holzschneiderei und prachtvollem Kamin, und eine Winterratsstube, der weiße Saal, dient heute den Sitzungen der Stadtbürgerchaft. Auf derselben Seite der Langgasse liegt der ursprünglich gotische, später im Renaissancestil umgebaute Artushof, ein Trint- und Tanzhaus der Danziger Bürger, in dem sie ähnlich wie im Lübecker Schifferhaus, nach Bruderschaften

(Bänken) getrennt zusammenfassen. In dem mit Gemälden reich geschmückten Saal des Artushofs pflegt der Senat der freien Stadt Danzig die Teilnehmer der zahlreichen Tagungen in Danzig zum Imbiß zu laden.

Der letzte Tag unserer Reise führte uns nach Marienburg, der alten stolzen Feste des Deutsch-Ritterordens. Es sollen die Schlagworte: Kapitelsaal, Großer Remter, Schloßhof mit Kreuzgang und Brunnen, die weithinleuchtende Mutter-Gottes-Figur auf der Außenseite der Marienkapelle usw. eine knappe Andeutung geben. Hier, wo die Hauptverkehrsstraße des Ostens die Bahn Berlin-Königsberg, der östliche Mündungsarm der Weichsel die Nogat schneidet, liegt die 23 000 Einwohner zählende Deutschordensstadt Marienburg mit seinem prunkvoll prächtigen Ordenshauptschloß, das im 13. Jahrhundert erbaut, seit 1909 an Stelle von Venedig Sitz des Hochmeisters des deutschen Ritterordens wurde und während einhalb Jahrhunderten blieb, Mittelpunkt eines Reiches, das von Pommern bis zum Peipussee reichte, bis nach der unglücklichen ersten Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Ordensherrschaft zusammenbrach (der Deutschherrenorden verlegte 1525 seinen Sitz nach Mergentheim, wo er bis zur Auflösung des Ordens durch Napoleon 1809 verblieb). Der Versailler Vertrag hat die Stadt in zwei Teile zerschnitten, indem er ein Drittel des Stadtgebietes und den größten Teil des fruchtbaren Hinterlandes zum Freistaat Danzig schlug. Ein Denkmal auf der Südseite des Schlosses mit der Inschrift: „Dies Land bleibt deutsch!“ erinnert an die westpreussische Volksabstimmung vom 11. Juli 1920, die auf Grund des Versailler Vertrags außer in Teilen des Regierungsbezirks Allenstein in den westpreussischen Kreisen Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg stattfand, und bei der in diesen vier Kreisen vor insgesamt 105 004 abgegebenen Stimmen 96 844 für Deutschland und nur 7947 = 7,58 Prozent für Polen abgegeben wurden.

Westpreußen, früher eine Provinz mit 29 (4 Stadt- und 25 Land-) Kreisen, mit 25 560 qkm und 1 748 000 Einwohnern (zum Vergleich: Baden hat 15 000 qkm und 2 312 000 Einwohner), ist nach den Abtretungen an den Freistaat Danzig (1914 qkm mit 320 000 Einwohnern) und an Polen (15 885 qkm mit 950 000 Einwohnern), und nach der Ausscheidung von 4806 qkm mit 223 000 Einwohnern für die neugeschaffene Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen mit seinen 6 Kreisen (Stadt- und Landkreis Elbing und den Landkreisen Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg) nur noch ein Regierungsbezirk von 2955 qkm und 255 000 Einwohnern, der als vierter Regierungsbezirk der Provinz Ostpreußen zugeschlagen ist, und mit ihr zusammen, vom Reich durch den Korridor getrennt, eine fast ringsum von Polen gebildete Insel bildet. Während nach den Grundzügen des Völkerechts sonst die Mitte des Stromes die Grenze zweier durch einen Fluß getrennter Länder bildet, und auch die Grenze zwischen dem Freistaat Danzig und Polen durch die Mitte der Weichsel, zwischen dem Freistaat und Westpreußen durch die Mitte der Nogat gebildet wird, ist zwischen Westpreußen und Polen die Grenze 20 Meter weit auf das Ostufer der Weichsel verlegt, und es sind die fünf Dörfer gegenüber der Stadt Mewe, von denen bei der Volksabstimmung nur zwei eine geringe polnische Mehrheit hatten, polnisch geworden, und infolge der Abtrennung von ihrem natürlichen Hinterland dem sicheren Untergang geweiht. Gegenüber der Bestimmung in Artikel 97, Abs. 5, des Versailler Vertrags, wonach der ostpreussischen Bevölkerung der Zugang zur Weichsel und die Benutzung des Stromes garantiert worden war, grenzt die Provinz Ostpreußen nunmehr an keiner Stelle an die Weichsel. Lediglich ein kurzes, kaum 4 Meter breites Sträßchen in der Nähe des Städtchens Kurzebrack stellte den „Zugang“ zur Weichsel dar. Die geradezu sinnlose Art der Grenzziehung wird dadurch gekennzeichnet, daß verschiedentlich die Grenze durch die Gehöfte und Gärten von Landwirten hindurchzieht, und daß die Weichselbeiche an sieben Stellen von der Grenze durchschnitten und in acht Teile zerlegt werden, von denen sich vier in deutscher und vier in polnischer Hand befinden, so daß also ein einheitlicher Deichschutz unmöglich gemacht ist. Von Kurzebrack aus erblickt man die Eisenbahnbrücke von Münsterwalde, eine der größten Brücken des Kontinents, die, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1910 gebaut wurde, und auf der früher durchschnittlich vierzig Züge täglich verkehrten. Nicht genug, daß die Polen den Eisenbahnverkehr auf dieser Brücke eingestellt haben, wir sahen, daß die äußeren Brückenjoche auf beiden Seiten entfernt waren. Wie man uns sagte, soll die ganze Brücke abgebrochen und angeblich in die Gegend von Thorn verlegt werden. Dabei sollen die Kosten des Abbruchs und des Wiederaufbaus so viel kosten, als seinerzeit der Neubau der Brücke!

Die Schwierigkeiten, die durch die sinnlose Grenzziehung für die Verwaltung, für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, für die Bevölkerung entstanden sind, liegen klar vor Augen. Eine besondere Schwierigkeit bietet übrigens auch das Minderheitenproblem; obwohl der bewußt sich zur fremdsprachigen Minderheit zählende Teil der Bevölkerung im ganzen Regierungsbezirk Westpreußen nur 2,4, und für den mit der stärksten Minderheit versehenen Kreis Stuhm nur etwa 14 Prozent ausmacht, wird in Westpreußen in vierzehn Schulen an vierhundert polnische Kinder Minderheitsunterricht in polnischer Sprache erteilt. Dabei ist bemerkenswert, daß trotz der entgegenkommenden Haltung der Schulbehörde die Zahl der für den polnischen Unterricht gemeldeten Kinder von Jahr zu Jahr geringer wird, da die Eltern er-

kennen, daß es für das Fortkommen ihrer Kinder dienlicher ist, wenn sie sich während ihrer Schulzeit ausreichende Kenntnisse in der deutschen Sprache verschaffen. In wirtschaftlicher Beziehung wird nämlich auch die ärmere Bevölkerung, die in unmittelbarer Nähe der Weichsel wohnt, schwer von der Abtrennung von der Weichsel getroffen. Die Bewohner können nun nicht mehr Wasser schöpfen und ihr Vieh tränken, sie können nicht fischen und ihre Produkte nicht zum Markt tragen. Groß ist aber auch die außenpolitische Bedrohung, da das Gelände längs der Weichsel eine strategische Ausfallbasis für Polen darbietet. Eine ständige Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ruhe des Landes bildet die

in Polen und besonders auch im polnisch gewordenen Westpreußen außergewöhnlich starke Militarisierung der Zivilbevölkerung. Die uns mitgeteilt wurde, gehört in Polen jede zweite erwachsene oder schulentlassene Person einem militärischen Verbands an. Den Wojewodschaften (Bezirksämtern) sind sogar Offiziere beigegeben.

Die Tage in Danzig und die Fahrt nach Marienwerder hatten eine Fülle von Eindrücken geboten, die nicht so leicht ausgedrückt werden können. Es wäre zweckmäßig, wenn weit mehr als bisher, gerade aus Süddeutschland der Osten unseres Reichs als Reiseziel gewählt würde; besonders auch unsere Jugend würde Schülerfahrten usw. in den deutschen Osten nicht bereuen.

Nur ein Traum / Die Geräuschschützer

Nur ein Traum war es, daß ich mich nicht zurecht fand in der Welt, mit Hast immerfort mich fertig machen mußte zu einem Besuch, einem Ausbruch, einer Abreise, und doch immer zu spät kam. Jrgendwo ging ein Zug ab ohne mich; eine geliebte Gestalt verschwand, wo für mich der Weg aufhörte; ein berühmter Unbekannter winkte mir ab, sobald ich atemlos anlangte; ein Gerücht verbreitete sich, es sei ein neuer Erdteil entdeckt worden, alle konnten ihn sehen und schrien vor Freude, nur ich mußte nach meiner Brille suchen.

Als ich erwachte und die Dunkelheit sofort als Dunkelheit erkannte, empfand ich unerwartetes Glück darüber, daß ich gar keine Brille brauchte. Ich hatte nie eine getragen in Wirklichkeit, und der Gedanke, für den Traum eine zu benötigen, machte mich lächeln.

Dies Lächeln wurde Antriebs gewissermaßen dem Geist, in natürlicher Heiterkeit und ganz ohne Zwang über den Körper zu verfügen. Ich fühlte mich ausgeruht, frisch und brauchbar für diese Welt. Ich hatte Lust, mich zu erheben.

Ich machte Licht und sah nach der Uhr. Zehn Minuten nach zwei. Der Sekundenzeiger zuckte weiter in die Runde, aber ich hörte kein Ticken. Die völlige Stille des Traumes war in dem Ding, das dabei war, die Zeit zu messen.

Wieder lächelte ich und nahm mir nun die Wachskügelchen aus den Ohren, die „Otopax-Geräuschschützer“, die man mir angepriesen hatte als ein einziges Mittel für die Mäßigkeit, ein bisweilen träumender, bisweilen denkender Mensch sein zu können in moderner Umwelt.

Dank ihrer hatte ich trotz aller Traumenttäuschungen einen so ungestörten Schlaf gehabt, daß ich mir sagte: Mehr brauche ich nicht! So frisch war ich noch nie. Morgenstunde hat Gold im Munde. Auch Petrarca war frisch gegen drei schon an seiner Arbeit aus Liebe. Kaiser Franz Joseph um vier schon aus Pflicht. Warum soll ich, als moderner Mensch, nicht gegen zwei Uhr schon mit irgendeiner Arbeit beginnen? Wenn mir auch keiner etwas dafür zahlt! (Ich bin Schriftsteller.) Wenn auch kein Historiker Liebe oder Pflicht aufspüren wird als Motiv für mein ungewöhnlich frühes Wachen! Zum mindesten ist Arbeit ein Segen an sich. Ich werde etwas schreiben zur Verherrlichung der Ruhe. Ich werde, unbezahlt und unbeauftragt, Necklame machen für die Geräuschschützer, für die Wiederherstellung der Ruhe in dieser verrückt erregten Zeit. Einfach aus Begeisterung, aus Lust am Wachen, aus Ruhe-Überschuß . . .

Ich dachte nicht lange nach, sondern erhob mich.

Im Hause war es märchenhaft still.

Aber draußen — draußen begann unerwartet ein Hahn zu krähen, aufgeweckt, vielleicht von dem Licht in meinem Fenster.

Dann noch einer. Noch einer? Vier. Fünf mindestens. Auch Hunde bellten. Eine vom Licht erregte Winterstiege begann sinnlos laut meinen Kopf zu umkreisen. Vor allem aber erschien mir jede Bewegung, die ich selber machte, so unerhört geräuschvoll, daß ich mir sagte: Die größte Störung, wenn ich jetzt zu arbeiten anfangen, werde ich mir selber sein!

Ich steckte mir die Wachskügelchen wieder in die Ohren.

Wie ein richtiger Geist schwebte ich nun durch den Raum und traf die Vorbereitungen zu meiner — ebenfalls geistigen — Arbeit.

Wie wenn Watte gegen Watte rührt, klang es mir, als ich gestiefelt schon, über die Steinfliesen stapfte, zum Badezimmer hin.

Ich wusch mich — mit Ausnahme der Ohren natürlich — unter dem Kran in einem sichtbar brausenden, doch absolut lautlosen Element.

Mein Seifnapf fiel in die Badewanne wie eine Schneeflocke in eine Schneemulde fällt.

Dann ging es an die Kaffeebereitung. In der Kaffeemühle, auch während ich sie drehte, war wieder die Stille des Traumes wie vorhin in der Uhr. Und das Sahnetännchen war überhaupt nicht zu finden, weil ich gar nicht gemerkt hatte, daß ich es beim Suchen im Dunkeln heruntergestoßen hatte vom Tisch. Wie ein Lächelndragoner hantierte ich so eine ganze Zeitlang herum, und alles, was ich tat, war doch so milde wie das Zurechtlegen weißer Bogen für das Memoirenschreiben eines Geistes.

Nachdem ich meinen Schreibtisch ins wärmste Zimmer geschoben — wie seltsam ist es, etwas massiv Schweres und überall Anstoßendes vor sich herzuschieben, als wäre es Nichts! — begann ich meinen Artikel zur Verherrlichung der Ruhe damit, daß ich

auf- und abging zwecks Nachdenkens, ohne mich selber dabei zu stören.

Ruhe! dachte ich immer wieder. Ruhe, Ruhe, herrliche Ruhe!

Was soll man eigentlich schreiben, wenn nichts mehr da ist, was einen stört! — — —

Aber da — da ist ja etwas! Was ist das? Ist das wirklich schon die Sonne, das hellere Licht da hinter der elektrischen Lampe?

Ich schaue nach der Uhr. Halb acht. Es kann die Sonne sein. Ja, es ist die Sonne.

Ich bin also über fünf Stunden in aller Ruhe umhergelaufen, ohne etwas darüber zu schreiben! Und immer noch bin ich ausgeruht, als könnte ich mit einer Arbeit anfangen!

Zum drittenmal lächelte ich, sage mir triumphierend „es geht also!“ und entschliefte mich zu einer Pause, einem Erholungspaziergang im Freien.

Natürlich wird das jetzt ein Spaziergang ohne Geräuschschützer, weil es draußen doch die Autohupen gibt, und ein moderner Mensch gerade ihremwegen die Ohren offen halten muß.

Ich gehe — ohne Geräuschschützer also — die Treppe hinunter.

Auf der nächsten Etage schon kommt aus der Tür der Wohnung, die gerade unter der meinigen liegt, ein merkwürdig unruhiger Herr herausgesprungen und gerade mir in den Weg.

„Pardon!“ sage ich und will vorbei.

Er aber, plötzlich außer sich, kriegt mich an einem Knopf zu fassen und schreit mir die ganz unverständlichen Fragen ins Gesicht: „Pardon? Was heißt Pardon? Meinen Sie, das läßt sich mit einem einzigen Pardon abmachen?“

„Ich verstehe gar nichts!“ schreie ich nun ebenso laut.

Er schreit lauter: „Ich weiß genau, daß Sie mir über sind . . . über mir sind, wollen ich sagen. Wollen Sie mir aber bitte erklären, warum Sie zwischen zwei und drei schon solchen Krach machen, Geschirr zu Boden schmeißen, Möbel rücken und dann die ganze Nacht wie ein Unnormaler herumlaufen? Gibt es denn keine Heilanstalt für Sie, mein Herr?“

„Ah ich begreife,“ sage ich nun kleinlaut — „Sie haben vielleicht etwas gehört von dem, was . . . ich nicht hören konnte. Ich habe nämlich Geräuschschützer in den Ohren gehabt. Haben Sie keine?“

Und da er nun ganz blaß wird vor Wut oder Unverständnis, gebe ich mir einen Ruck rückwärts, lasse den Knopf in seiner Hand, rufe liebenswürdig: „Warten Sie bitte, ich zeig sie Ihnen gleich!“ stürze nach oben und bringe meinen ganzen Vorrat an Geräuschschützern dem in seiner Ruhe Gestörten.

„Entschuldigen Sie bitte tausendmal!“ sage ich — „und nehmen Sie dies, nehmen Sie dies alles für den Fall, daß ich noch einmal, ohne es zu wollen, Sie stören sollte. Es ist neueste Erfindung. Etwas kostspielig, aber ich überlasse es Ihnen gern. Gebrauchsanweisung steht drauf . . .“

Er nimmt die Schachtel — wer nimmt heutzutage nicht, wo etwas nichts kostet? — und scheint beruhigt in der Aussicht auf die ihm angepriesene Ruhe.

Wir trennen uns als moderne Menschen, die vor allem Wert darauf legen, einen Skandal zu vermeiden.

Aber schon am nächsten Morgen — ich hatte, wenngleich ohne Geräuschschützer, wunderbar, weil traumlos, geschlafen — klingelt der unter mir wohnende Herr mich aus eben diesem Schlaf, und seinem Gesicht schon sehe ich an: er ist entschlossen, vor keinem Skandal zurückzuschrecken. Er wirft die Geräuschschützer-Schachtel geräuschvoll auf den Tisch meines Hauses und brüllt, als hätte ich sie in den Ohren:

„Jetzt verstehe ich, warum Sie so verrückt sind, um zwei Uhr schon aufzustehen und herumzurufen! Die Dinger drücken einem ja derartig die Ohrenerven, daß man gar nicht schlafen kann, weil man so blödsinnig träumt! Allerdings habe ich diesmal nichts von Ihnen gehört, aber — — —“

„Ich habe auch diesmal die ganze Nacht geschlafen,“ sage ich, weil er nicht weiter kann vor Wut — „Die ganze Nacht. Traumlos. Vielleicht brauchen wir gar keine Geräuschschützer . . .“

Er blickt mich an wie ein Idiot den anderen, sieht einen Moment lang ganz sympathisch aus, bricht dann aber unerwartet in ein so gemeines, so fleghaft lautes Geschimpfe aus, daß ich — mir doch die Geräuschschützer wieder in die Ohren stecke.

Ich will unter allen Umständen ein moderner Mensch sein und keinem Skandal Gehör schenken.